

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage  
zur  
Deutschen Rundschau

Nr. 123.

Bromberg, den 7. Juli

1926.

## Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

Copyright by E. Haberland, Leipzig.

13. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.)

Es kam aber doch ein lebhafter und anregender Verkehr mit dem Ehepaar Korn zustande.

Die Anregung ging zwar ausschließlich von der Frau aus, der Mann war geistig außerordentlich schwerfällig, hatte eigentlich gar keine Interessen, die über das liebe Ich, über den Stachelbraut der eignen Pflanzung, hinaus gingen.

Desto mehr gab die Frau, deren beweglicher Geist viel in sich aufgenommen hatte, freilich ohne jede Vertiefung nach irgend einer Seite hin, als höchstens nach der der Musik.

Sie spielte meisterhaft und es war ein großer Genuß, von ihr Chopin, Gounod und italienische Meister zu hören. Bei Beethoven und Wagner versagte sie allerdings völlig.

Auch sonst lebten sich Uffrecht und seine Frau in die Geselligkeit der Kolonie recht richtig ein.

Ihre Besuche wurden erwidert und, wie es auf den Pflanzungen üblich war, beschränkte sich das nicht nur auf kurze, heiße Visiten, sondern die Gäste blieben gewöhnlich bis zum späten Abend.

Solch ein gemütlich in kleinem Kreis verlebter Tag brachte merkwürdig schnell die Menschen einander nahe und gar bald verband Martha eine herzliche vertraute Freundschaft mit den deutschen Frauen in Apia.

Neben diesem ungezwungenen Verkehr gingen die offiziellen Gesellschaften ruhig weiter. Auch sie bedeuteten keinen Zwang, sondern wurden als besonderer Reiz des eintönigen Koloniallebens empfunden.

Sie schüben vor der Gefahr des „Sichgehenlassens“ und gaben den Frauen die ihnen nun einmal notwendige Freude an schöner, feierlicher Kleidung. Denn Konzerte, Theater, Promenade fehlten ja in ihrem Inselleben.

Ein frühliches Ereignis aber brachte noch eine ganz besondere Abwechslung in das Gleichmaß der Tage: der Besuch des deutschen Kriegsschiffes, das jährlich ein- oder zweimal Samoa für kurze Wochen anlief.

Das bedeutete dann den Höhepunkt der Geselligkeit.

Man freute sich stets besonders dieser lieben Gäste, und die Feste, die dann veranstaltet wurden — Tanzabende, Picknicks, Ausflüge zu Wagen und Pferd — lösten sich in bunter Reihenfolge ab.

Die von Sydney bestellten Möbel waren inzwischen eingetroffen. Das Pflanzershaus auf Olu ula war ein Bild vollkommener, behaglicher Wohnlichkeit geworden.

Der Mittelraum hatte eine schöne Speisezimmeranordnung erhalten, auf dem breiten Büfett blitzten Kristall und Silber, von Wandborden leuchteten zinnerne Krüge und Teller. Ebenso waren Schlafzimmer und Herrenzimmer jetzt mit geschmackvollen Möbeln ausgerüstet.

Das Ehepaar Uffrecht hatte, seitdem sein Haus so gut bestellt, nun auch schon seine ersten Gesellschaften gegeben. Die Vorbereitungen dazu und die Tage selbst hatten der jungen Hausfrau viel Freude gemacht.

Wenn sie jetzt zur Stadt hinunter fuhren, stiegen sie bei der einen oder anderen der befreundeten Familien ab

und kamen dann selten vor dem Abend wieder heim.

Besonders an den Dampfertagen, die zugleich die Ausgabe der europäischen Post brachten, fuhren sie fast regelmäßig nach Apia.

An diesen Tagen kehrten sie immer im Arzthause am Vaeaberg ein, mit dessen Hausfrau Martha eine besonders herzliche Freundschaft verband. Sie trafen da gewöhnlich eine ganze Anzahl anderer Pflanzler, auch aus den entfernteren Teilen der Insel. Diese Posttage am Vaeaberg hatten sich so eingebürgert, daß sie wie feste Familienzusammenkünfte wirkten. Die Pflanzler Samoas bildeten wirklich eine große, eintige Familie und fühlten sich als solche.

Wenn dann die ausgesandten Boten mit den Postsäcken kamen — es waren immer gewaltige Mengen an Briefen und Zeitungen, die sich angesammelt hatten in den vier Wochen — saß man auf der großen schattigen Veranda ungezwungen zusammen, las seine Briefe, tauschte Nachrichten aus.

Die mindestens fünf Wochen alten „Neuigkeiten“, die die heimatischen Zeitungen brachten, wurden durchgesprochen.

Freilich wurde hier auf der einsamen Insel alles von ganz anderer Warte aus betrachtet — die brennendsten Tagesfragen von daheim waren ja längst erledigt, von andern überholt, bis das Echo von ihnen in dieser einsamen Weltdecke verhallte!

Des war man sich bewußt, und so beurteilte man das Weltgeschehen gewissermaßen aus der Vogelperspektive.

Natürlich wurde auch viel gesehimpelt, alle Pflanzlerfragen durchgesprochen, Erfahrungen ausgetauscht und oft plakten die Ansichten auseinander.

So reizvoll und abwechslungsreich die Geselligkeit der deutschen Kreise in der Kolonie aber auch war — sie füllte doch nur einen winzigen Teil der Zeit aus. Denn die Menschen hier draußen waren Menschen der Arbeit, des Sich-bescheidens, und ihr Leben ein stilles, zielbewußtes Wurzelschlagen in fremder Erde.

Mit Geselligkeit, Vergnügen und spielerischem Fortgleiten über ernste Lebensfragen war das nicht getan.

Die Feste nahmen in ihrem Dasein nur den Platz ein, der ihnen gehörte: sie waren ein notwendiges, erfrischendes Ausruhen im Gleichmaß stetiger, zäher Arbeit.

Eines Nachmittags kam ein Pflanzler aus einem entfernten gelegenen Bezirk, um sich bei Uffrecht Saatgut zu bestellen.

Man saß gerade am Kaffeetisch und der Gast wurde, wie das selbstverständlich war, freundlich bewirtet.

Er war ein gebildeter Mann, aus guter Familie, aber ganz verwildert, mit unbeholfenen Manieren.

Nach und nach jedoch taute er auf. Man kam in lebhaftes Gespräch über alles mögliche, von den Pflanzungsfragen auf die Heimat, auf heimische Kunst und Literatur.

Erst spät abends ritt der Besucher fort, mit einigen guten Büchern aus Marthas Bibliothek in der Satteltasche.

Nachdem er den Gast verabschiedet, trat Uffrecht in den Käfig zu seiner Frau, leichte Verlegenheit auf seinem Gesicht.

„Nun, Liebling — mußt ich dir etwas berichten. Der alte Knabe, der Hartmann, tut mir leid.“

Er war ja Anfangs kaum ins Haus zu bringen — angeblich wegen seines schäbigen Reitanzugs. Nachher in der Pflanzung gestand er mir, daß dies das erste Mal seit zwölf Jahre war, daß er mit einer gebildeten deutschen Frau gesprochen, an einem Tische mit ihr gegessen habe. Ich sah, wie er allmählich warm wurde und welch ein Erlebnis dies Zusammensein ihm war.

— Deshalb habe ich ihn eben aufgefordert, den nächsten Sonntag bei uns zu verbringen, habe ihn sogar gleich zum



Mittagessen eingeladen. Bitte verzeih meine Eigenmächtigkeit, und daß ich dich nicht erst fragte —

„Aber liebster Mann! Selbstverständlich ist mir das recht. Deine Gäste sind mir stets willkommen!“

„Auch solche rauhen Burschen?“

„Auch solche. Sie können noch viel schlimmer sein. Je rauher, desto besser — desto nötiger sind ihnen einige gemütliche Stunden in einem deutschen Haus!“

Uffrecht erzählte nun von Hartmann, von seinem wilden ungeordneten Leben. Daß er früher ziemlich stark getrunken habe, ohne gerade liederlich gewesen zu sein; daß er mit Samoanerinnen gelebt habe. Aber ein tüchtiger Kerl sei er doch, der in mancher Beziehung bahnbrechend im Kakaobau gewirkt hatte.

Lange Zeit hatte er untergeordnete Posten auf Gesellschaftspflanzungen bekleidet, hatte aber vor nun vier Jahren mit der Anlage einer eigenen, kleinen Pflanzung begonnen, allerdings zum größten Teil mit fremdem Geld, und deshalb war es ein besonders hartes, böses Ringen.

Uffrecht schilderte ausführlich dies Leben da oben, ganz fern im Busch, wo der Mann jahraus, jahrein in schwerster Arbeit allein mit ein paar Chinesen schaffte.

Wenn er dann todmüde in seine kahle Bude kam, fand er kein freundlich Gesicht, das ihn anlächelte, keine Seele, der er von seiner Arbeit, seinem Hoffen, seinen ersten Erfolgen erzählen konnte! War es da verwunderlich, wenn er diese Vereinsamung abzuschwächen versuchte, indem er ein braunes Mädchen ins Haus nahm, das wenigstens in primitiver Weise für seine Küche, seine Wäsche — und sein Liebesbedürfnis sorgte?

Marthas Herz war ganz weit geworden bei dieser Schilderung, weit geöffnet für das Mitleid mit solch einsamem Mannesleben.

„Ja, Liebster, da muß man geben vom eigenen Überfluß, so viel man irgend kann. Bringe sie mir, diese einsamen verwilderten Männer, damit unser Haus ihnen ein Stückchen Heimat gebe!“

Am nächsten Sonntag erschien Hartmann pünktlich — im frisch gestrichenen Buggy, mit gepflegten Händen und in blendend weißem Anzuge.

Er brachte die geliehenen Bücher zurück. Man besprach sie und Martha staunte über Hartmanns feines, klares Urteil. Der Tag versloß in ungetrübter Harmonie.

Beim Abschied forderte die Hausfrau den Gast auf, den Sonntagsbesuch bei ihnen doch zur Regel werden zu lassen. Hartmanns Gesicht strahlte und zeigte dann doch eine leichte Verlegenheit.

„Wie gern täte ich das! Aber es ist da ein Hindernis: Sonntags kommt gewöhnlich Keller zu mir herüber. Der ist auch so ein einsamer Junggeselle, und wäre dann ganz allein; das kann ich ihm kaum antun.“

„So bringen Sie ihn mit. Das ist doch selbstverständlich!“

Und sie kamen, die Männer einsamer Arbeit; zuerst Hartmann und Keller — und bald kamen noch mehr!

Bereitwillig öffnete die Frau ihr Haus den rauhen Gästen, und gab ihnen Heimatslust in ihrem gepflegten Heim.

Martha Uffrecht hatte die Kulturmission der deutschen Frau in ferner Kolonie in ihrer ganzen Bedeutung erfasst und mit heiliger Freude stellte sie sich in ihren Dienst.

Es kamen Männer, aus gebildeten Kreisen stammend, und es kamen einfache Söhne des Volkes. Alle wurden mit der gleichen, warmen Herzlichkeit aufgenommen.

„Nicht Klasse — Rasse!“ lautete der Wahlspruch hier draußen.

Aber nicht einer war unter Marthas „Rauher Garde“, wie Uffrecht scherzend die Sonntagsgäste nannte, der sich nicht sichtbar gewandelt hätte in der nächsten Zeit. In Jedem schliffen sich die größten Ecken ab, wenn auch noch genna Eigenartiges an den meisten hatten blieb. Manche verfielen sogar zu zarten Aufmerksamkeiten.

Da brachte der eine einmal einen dicken Strauß herrlicher Rosen, die an seinem Hause — sonst niemand zur Freude und niemand zu Leide — blühten. Der Andere packte einen ganzen Sack köstlicher Ananas vom Wagen und wieder ein Anderer brachte die ersten Früchte eines Baumes, den er aus fremdem Lande eingeführt.

Von der edelsten Wirkung aber, die das gastliche Haus auf Ohi ula ausströmte, von der erfuhr man erst nach und nach.

Alle diese Männer hatten bisher mit Samoanerinnen zusammen gelebt, teils in faa samoa-Ghe, teils in noch loseren, wechselnden Verhältnissen. Alle — bis auf einen, der sehr an seinen halbweißen Kindern hing — alle lösten diese Beziehungen.

Das, was sie am nötigsten brauchten, Anteilnahme, vertraute Aussprache, das fanden sie jetzt regelmäßig an den gemütlichen Sonntagen. Und vor den Augen der

deutschen Frau schämten sie sich, ihr bisheriges Leben fortzuziehen. In eines jeden Herzen erwachte jetzt die Sehnsucht: Auch ein solches Heim, eine deutsche Gefährtin zu haben.

Es kam das Weihnachtsfest. Nicht mit Schnee und Eis wie daheim kam es, sondern mit glühenden, windstillen Tagen.

„Am Heiligen Abend — was meinst du, Liebster?“

Lachend nickte Uffrecht seiner Frau zu. Er wußte genau, welche Wünsche und Zweifel sie bewegten.

„Freilich meine ich. Man darf nicht selbstsüchtig sein. Einen deutschen Weihnachtsabend müssen wir ihnen schenken, das ist unsere einfache Pflicht und Schuldigkeit.“

„Es wäre ja so viel schöner mit dir allein — gerade an dem Abend!“

„Ja. Aber gerade den Abend brauchen sie!“

So stand denn also am Weihnachtsabend die „Rauhe Garde“ unter dem Lichterbaum des Uffrechtschen Hauses.

Heisere Männerstimmen mühten sich, die deutschen Weihnachtslieder zu singen, deren Text teilweise aus unsichern Tiefen des Gedächtnisses hervorgeholt werden mußte und die Kerzen spiegelten sich in Augen, die dieses Schimmers meist seit vielen Jahren entwöhnt waren.

Was die Stunde für die Männer bedeutete — deutschen Herzen braucht man es nicht zu sagen!

Und obwohl in Martha und Karl Uffrecht jedes Jahr das Verlangen laut wurde, die Weihnachtsfeier einmal allein, im engsten Familienkreis zu erleben — sie zwangen allemal wieder diese selbstsüchtigen Wünsche.

Wenn auch die Gäste mit der Zeit wechselten — Jahr für Jahr stand eine „Rauhe Garde“ im Schein der Christbaumkerzen auf Ohi ula. — Solange dort ein deutscher Lichterbaum erstrahlen durfte.

Die heiligste Stunde im Leben der Frau — sie schlug nun auch für Martha Uffrecht. Die Stunde, da sie den ersten Schrei ihres — seines Kindes hörte, in der sie zum ersten Male in seine Augen blickte. Die Vollendung ihrer Liebe — sie hielt sie im Arm!

Lange hatte der Gatte ihr beigegeben in den schweren Stunden, hatte ihren gequälten Leib mit seinen starken Armen gestützt. Bis sie selbst ihn in einer Schmerzenspause mit einem Scherzwort fortgeschickt hatte, da sie sah, daß er fast schwerer litt als sie.

O, sie war tapfer gewesen, die blonde Frau, tapfer und stark.

Der Mann war hinausgestürzt, weit in sein Land hinein, war geflohen, daß er das Stöhnen des geliebten Weibes aus den Ohren verlieren möchte.

Bis dann die Stimme Doktor Borns ein lautes „Hurra“ über die Pflanzung hin hatte ertönen lassen. Da war er angekommen, noch zerrißen von Angst und zweifelndem Hoffen.

„Gratuliere zum Stammhalter. Ein stammer Bengel!“ Er trat in das Schlafzimmer. Die Frau des Arztes, die ihrem Manne beigegeben, verließ leise den Raum — und er war allein mit seinem Weibe und dem neuen Lebenswunder — seinem Kinde!

6.

Über ein Jahr war seitdem verstrichen.

Gar manches hatte sich in dieser Zeit geändert. Schon landschaftlich war es anders um Ohi ula geworden.

Unterhalb von Uffrechts Pflanzung, dicht an diese angrenzend, war eine Neuanlage in Angriff genommen. Ein Angestellter leitete sie, nicht der der Besitzer selbst.

Der sah noch auf seiner alten Pflanzung, drei Wegstunden entfernt. Glänzende Ernten hatten ihm in den letzten Jahren ein Vermögen eingebracht.

Und wo wäre wohl ein echter Pflanzler zu finden, der sein Geld auf die hohe Kante legte, um beschaulich von den Zinsen zu leben? Alles, was der Boden ihm bringt — er gibt es ihm wieder. „Werte schaffen!“ lautet das Losungswort. Entweder wird die alte Pflanzung von dem Erworbenen vergrößert, oder es geht an neue Kulturarbeit.

Der Verwalter dieser neuen Nachbarpflanzung war ein einfacher Arbeiter und ein ganz primitiver Mensch.

Er lebte in einem winzigen Häuschen, für das eigentlich die Bezeichnung „Hütte“ angebracht gewesen wäre, und ging völlig in der schweren Arbeit der Neuanlage auf.

Es galt erst, eine starke Eichen bei ihm zu überwinden, bis er der Rauhen Garde einverleibt werden konnte. Dann aber war der junge Röß einer der Treuesten der Treuen.

Auch Uffrecht hatte nun mit einem neuen Werk begonnen, hatte das westliche Stück Buschland erworben, einen Teil desselben bereits niedergelegt und bepflanzt.



Nach der Geburt des Jungen hatte Martha den Gatten doch dazu gebracht, ihr Vermögen für diese Neuanlage zu verwenden. Er hatte endlich eingewilligt, aber nur unter der Bedingung, daß der Besitz auf ihren oder des Jungen Namen geschrieben würde.

„Dann auf den mein! Die späteren Kinder dürfen doch nicht von vornherein benachteiligt werden,“ hatte sie lachend erklärt.

Uffrechts alte Pflanzung war vervollkommenet durch eine neue große Maschinendarre und eine Feldbahn, die durch das ganze Land führte und auf der nun die Ernte den Aufbereitungsgebäuden zutrafte.

Auch das Wohnhaus war umgebaut, vergrößert, ein zweites Stockwerk aufgesetzt und so das Doppelte an Raum gewonnen. Mückenbüchse Schlafzimmer, Kinderzimmer, Marthas Arbeitsraum und Bad lagen im oberen Stockwerk. Auch ein zweiter Kaffee war auf der oberen Veranda vor dem Schlafzimmer eingerichtet und man hatte von dort einen herrlichen Blick über das Land bis weit hinaus auf die See. Die Zweige der Bougainville rankten auch hier schon wieder in ihrer Blütenpracht an den lichten Wänden hinan.

Hier oben hatte Martha die süßesten Stunden ihres jungen Mutterglücks verbracht, hier hatte sie ihren Buben genährt und gehütet, und hier unterstützte sie jetzt seine ersten Gehversuche.

Ein kräftiges, fröhliches Kind war der kleine Heinz. Mit seinen blauen Strahlenaugen, den kurzgehaltenen, weißblonden Härchen, war er schon so richtig das Bild eines kernigen, deutschen Knaben, der Mutter Glück, des Vaters Stolz, und der Verzug aller Freunde und Gäste des Hauses.

Nur einmal war ein Schatten auf das Glück von Otilia gefallen; das war die Todesnachricht von Uffrechts Mutter.

Kurze Zeit nur hatte sie sich des Bewußtseins freuen können, daß ihr auf der anderen Erdseite ein Enkel lebte. Eine heftige Influenza hatte sie zum Opfer gefordert. Schwer empfanden Mann und Frau, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen, der Mutter ihr Kind zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Zug der Zeit.

Von H. W. Dünndt.

Es wäre eine Geschmaclosigkeit, wollte ich diese Buchhandlung einen Laden nennen oder ein Geschäft, sah ich doch nie einen distinguierten Salon. . . Sie lag in einer lebhaften Geschäftsstraße, deren köstliche Dase sie war, lag zwischen einem Korsettgeschäft, in dessen Fenster Holzpuppen verschnürte Unterleiber zeigten, und einer Fleischerei, hinter deren Glas Berge toten Fleisches sich türmten.

„Antiquariat“ nannte sich die Buchhandlung, und in ihr fanden sich die schönsten und seltensten Drucke Europas: schweinsfederne Bände frommer Kirchenväter, Erstausgaben unserer Klassiker, Bücher grausamer oder frivoler Dekadenzler, die man längst verschollen und vermodert geglaubt — hier tauchten sie auf und prunkten mit ihren seltsamen und kostbaren Gewändern. —

Zumeist traf ich die Dame an, die gewöhnlich an den hohen Regalen lehnte und mit einer unbestimmten Müdigkeit allen Neugierigen ihre Fragen beantwortete. Sie war schlank und schwarz, war bleich und schön. Stets trug sie das schwarze Sammetkleid, dessen schmalen Ausschnitt ihr schöner Hals entvuchs. Wie mattes Elfenbein schimmerte seine Haut, und der schwere Haarnoten der Frisur hing tief hinein in den geschmeidigen Nacken. Ihre Hände waren die einer guten Bauberin, und ihre leiseste Geste sprach von der unendlichen Verfeinerung einer erschöpfenden Kultur.

Zuweilen aber auch war der Mann anwesend, stets im dunklen Anzug, beweglich, immer bereit, auf jede kleinste Frage ausführlichste Antwort zu geben. Seine Stirn war hoch und weiß, und seine dunklen Augen leuchteten in der stillen Freude des glücklichen Besitzenden schöner und seltener Schätze. Zuweilen, wenn er mit einem seiner Besucher sprach — über Gutzmanns Krankheit oder über die Radierungen des Felicien Rops, über Tertullians gastronomische Sehnsüchte oder Rimbauds Literaturverachtung, über Theocopuliss seltsame Farbmischungen oder über Emile Zolas erschwerende Robustheit, über Walt Whitmans rauschvolle Hymnen oder über die metaphysischen Momente in den Novellen Edgar Allan Poes — manchmal dann strich er liebkosend mit der Hand über den Einband irgendeines Buches. — Und manchmal dann kam ich in die Versuchung, über diese schlichte Geste ein Buch zu schreiben. . .

Sehr oft war ich bei ihm und seinen Büchern, bis ich unlängst verreisen mußte für längere Zeit. Wieder daheim, war mein erster Weg zu ihm. — Schnellen Schrittes steuerte

ich durch die flatternden Menschenmassen der trübseligen Insel zu. Endlich! da war das schreckliche Korsettgeschäft — flugs bog ich in den Hausflur ein. Die Tür stand weit offen, ich prallte mit zwei fetten Herren zusammen, einer von ihnen meckerte lustig: „Man sagte, fadeten, junger Mann, Sie werden emmes Ihre Marie noch früh genug loswerden!“

Gedrängt voll Menschen der Raum, kein Buch mehr an den Wänden — rote und grüne Zeitungen, ein breiter Ladenaufsatz, eine klingende Kasse, zwei schmachtende Tippmamsells, eine Horde gestikulierender, rauchender, schreiender, schwitzender Männer. . . Mit einem Sprung war ich wieder auf der Straße — stand vor dem Schaufenster, das mich so manchmal entzückt hatte. Ein Spielzeug war darin aufgebaut: mechanische Pferdchen, die trabten um eine bunte Tribüne. „Gustav Schulzes Wettzentrale“ stand in dicken Lettern auf dem Glas des Fensters. . . Ich floh entsezt. —

Später einmal fragte ich in dem Schlachterladen, was eigentlich aus dem Antiquariat geworden sei. Die Dame, die penetrant nach einem Modeparfüm duftete, zuckte geringschätzig die vollen Schultern: „Was soll mit ihm geworden sein?! Pleite ist er — mit den ollen Scharfeten läßt sich doch heute kein Geschäft mehr machen!“

## Ein verwegener Ritt und seine „Abkühlung“.

Von H. Antschbach, Leipzig.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte der ungarische Rittmeister Zubovits viel von sich reden, weil er die lange Strecke von Wien nach Paris in knapp sieben Tagen auf ein- und demselben Pferde zurückgelegt hatte. Zubovits bildete sich später, nachdem er vom Militär seinen Abschied genommen hatte, zu einem Original aus, zu dem, was der Österreicher eine „Figur“ nennt. Er war ein mittelgroßer und, als ich ihn kennen lernte, etwas beleibter Mann, jeglicher Schmauserei und Trinkererei abhold. Er aß und trank nur einmal am Tage, zu Mittag, dafür aber ganz gewaltig, und zwar bereitete er sich sein Mahl stets selbst zu, während sein Diener häufig in den Keller geschickt wurde, um Wein zu holen. Aber dann war wieder Schluss für 24 Stunden.

Dafür lag er sozusagen Tag und Nacht auf seinen Pferden. Mit ihnen stand er auf, und mit ihnen ging er zu Bett. Schon seit früher Kindheit hatte er eine besondere Vorliebe für die Pferde seines Vaters, eines Großgrundbesitzers in der Nähe von Budapest, gefast und manches tolle Reiterkunststück ausgeführt. Dann war er zur Kavallerie gekommen und hatte es dort bald zu dem Rufe gebracht, der verwegenste Reiter in der ganzen österreichisch-ungarischen Armee zu sein. Für alles andere ging ihm der Sinn ab bis auf eine Gelegenheit, wo er auf ziemlich originelle Weise seinen ererbten väterlichen Besitz um eine außergewöhnlich hohe Summe loszuschlagen verstand, wie er dies mir einmal erzählte. Für die Pferde lebte und starb er, und er beurteilte einen Menschen nur nach seinen kavalleristischen Leistungen. Wenn er einem Reiter begegnete, der nicht ganz nach seinem Geschmack an Pferde saß, so konnte er dies als eine direkte persönliche Beleidigung empfinden, und er gab diesem Gefühl auch entsprechenden Ausdruck.

Dieser Zubovits war also zu der Zeit, wo er noch aktiv war, mit dem besten Pferde, das er im Stalle hatte, in Budapest durch die Donau bei Eisgange geschwommen und hatte das Wagnis glücklich überstanden. Alle Blätter waren angefüllt mit Schilderungen über diesen verwegenen Ritt und hatten dem Ehrgeiz des Zubovits nicht wenig geschmeichelt. So beschloß er, zur Erhöhung seines Ruhmes bereits an einem der nächsten Tage den Ritt bei noch anhaltendem Eisgange zu wiederholen, und zwar in Wien.

Zubovits reiste also mit seinem Pferde nach der österreichischen Kaiserstadt ab. Die hauptstädtischen Blätter brachten darüber eine Notiz, indem sie berichteten, daß der berühmte Distanzreiter, der in den letzten Tagen den verwegenen Ritt durch die mit Eis gehende Donau in Budapest ausgeführt habe, in Wien angekommen und im Hotel Metropol abgestiegen sei. Von dem Vorhaben, das Zubovits nach der Hauptstadt geführt, berichteten sie indessen nichts, denn Zubovits hatte davon zunächst nichts verlauten lassen.

Kaiser Franz Josef, der sich für die Vorränge in seiner Armee besonders interessierte, hatte diese Zeitungsnotiz ebenfalls gelesen, und sie hatte in ihm den Wunsch geweckt, den berühmten Reiter persönlich kennen zu lernen. Er schickte also einen seiner Adjutanten in das Hotel Metropol mit dem Auftrage, Zubovits den Befehl zu überbringen, sich alsbald beim Kaiser zu melden.

Gerade als der Adjutant das Hotel betreten hatte — ich folge hier den eigenen Worten des Zubovits, der mir den Vorgang eines Tages erzählte — kam Zubovits in einem Wagen pudelnaß zurück. Er hatte soeben, wie vorher in



Budapest, in Wien die Donau mit seinem Pferde durchschwommen, und auch dieses Mal war das tolle Waanis glücklich.

Als Zubovitz von dem Befehle des Kaisers erfuhr, stieg er sofort in den kaiserlichen Wagen, der den Adjutanten von Schloß Schönbrunn, wo sich der Kaiser augenblicklich aufhielt, hierher geführt hatte.

„Aber Herr Rittmeister,“ rief der Adjutant entsetzt, „Sie wollen doch nicht etwa in Ihren nassen Kleidern zur kaiserlichen Audienz fahren?“

„Aber selbstverständlich,“ erwiderte Zubovitz, „wenn mich mein Kaiser ruft, so folge ich diesem Befehle sofort, wie ich stehe und gehe!“

Alle Widerrede des Adjutanten nützte nichts, Zubovitz war nicht zu bewegen, seine Uniform zu wechseln, und so konnte ihm der Adjutant nur seinen Mantel umhängen, damit er auf der Fahrt nach Schönbrunn sich nicht erkälte.

Der Empfang beim Kaiser fiel freilich etwas anders aus, als Zubovitz sich dies gedacht hatte.

Als Zubovitz nach erfolgter Anmeldung im Arbeitszimmer des Monarchen erschien und dieser seine nasse und dampfende Uniform bemerkte, hauchte er ihn an: „Mensch, sind Sie verrückt? Sollen ich Ihren Tod verschulden? Fahren Sie gleich nach Hause, wärmen Sie sich dort ordentlich durch und kommen Sie in trockener Uniform wieder!“

„Da hatte ich,“ schloß Zubovitz mit etwas wehmütiger Stimme seine Erzählung, „meine zweite kalte Douche an einem Tage.“

## „Weiß Er was — Sauf Er auch!“

Dem Buche: *Weiß Er was — Sauf Er auch!* Humor Friedrichs des Großen von Fr. Schmidt-Hennigker (14. Auflage. Verlag von Robert Eub. Stuttgart. Preis geb. 2,25 M., in Leinen 3,75 M.) entnehmen wir einige hübsche Anekdoten. Der Band enthält 170 Anekdoten, heitere Szenen und charakteristische Züge aus dem öffentlichen und privaten Leben des geistvoll-wichtigen alten Fürsten und bildet eine interessante, humorvolle, geistig und seelisch erfrischende Lektüre für jedermann.

Bei der Besichtigung eines Reiterregiments erkundigte sich Friedrich der Große beim Obersten nach seinen Offizieren. Der Oberst äußerte sich über alle sehr lobend, nur den Rittmeister F. tadelte er und meinte, es wäre ihm lieber, wenn derselbe verstorben wäre, weil er saufe.

Nichts war dem Könige verhaßter als dies Laster. —

Während der Revue beobachtete der König den beschuldigten Rittmeister und seine Schwadron genau und fand zu seiner Überraschung, daß die Schwadron unter Führung des Rittmeisters in jeder Beziehung ausgezeichnet exerzierte, während die Leistungen des Obersten mittelmäßig waren.

Nach Beendigung der Revue nahm der König den Oberst beiseite und sagte zu ihm:

„Weiß er was, sauf Er auch!“

Friedrich wurde von Major v. d. G. um die Erlaubnis zu seiner vierten Vermählung gebeten. Der König schrieb an den Rand der Eingabe:

„Von jetzt an kann sich der Major v. d. G. so oft verheiraten als er will.“

Vor Beginn des ersten schlesischen Krieges erregten die preussischen Truppenbewegungen, deren Zweck Friedrich II. selbst seinen Generälen gegenüber vorerst geheim hielt, unter diesen großes Aufsehen. Der frühere Erzieher des Königs, General von Kaldreuth, vermochte sein Verlangen, zu erfahren, wohin die Absichten des Königs zielten, nicht zu zügeln und erlaubte sich die Frage:

„Majestät, die Deichsel steht wohl nach Schlessien?“

„Kann Er schweigen?“ fragte der König zurück.

„Unbedingt,“ erwiderte Kaldreuth.

„Ich auch“ war die lakonische Antwort des Königs, mit der sich Kaldreuth beschämt zurückziehen mußte.

Ein Pfarrer reichte beim König ein Bittgesuch ein, worin er des Königs Befehl erbat, daß seine Kirchengemeinde ihm Fourage für sein Pferd liefern solle, da es ihm zu schwer werde, zu Fuß nach den eingepfarrten Dörfern zu gehen.

Friedrich schrieb an den Rand:

„Die Bibel saget nicht, reiset in alle Welt, sondern gehet hin in alle Welt und lehret allen Völkern!“



## Bunte Chronik



\* **Der Mann im Koffer.** Als Moritz Stein in die Berliner Pension einzog, kam er mit einem riesenhaften Koffer an. Als er auszog, nahm er ihn wieder mit. Das Ding war ungeheuer schwer, wog sicher seine drei Zentner, doch kam es den Inhabern der Pension so vor, als sei der Koffer bei der Ankunft nicht ganz so schwer gewesen als beim Auszug. Die Ursache ward bald festgestellt, denn schon am nächsten Morgen erschien der Besitzer des im Erdgeschosse liegenden Konfektionsgeschäfts mit der Polizei und schlug Lärm. Bei ihm war eingebrochen worden, und zwar von oben durch die Decke. Man rückte den Divan im Zimmer, das Moritz Stein bewohnte, fort und entdeckte darunter ein hübsch ausgefülltes Loch. Jetzt war alles klar. Moritz hatte in dem leeren Koffer seinen Komplizen in die Wohnung geschmuggelt, der ihm beim Einbruch half und der dann heimlich das Lokal wieder verließ. In einer Pension fällt so was nicht auf. Statt dessen hatten die beiden den Koffer voll Stoff und Kleider gepackt, weshalb er auch schwerer geworden war als beim Einzug. Zurzeit sucht man nach Moritz Stein, der natürlich weder Stein noch Moritz heißt.

\* **Schopenhauers Lebens- und Arbeitsweise.** Artur Schopenhauer, der Einsiedler in Frankfurt, der Philosoph des Pessimismus, war in seinem Leben und Schaffen durchaus nicht pessimistisch eingestellt; im Gegenteil, wie alle fleißigen Leute, fühlte er sich in seinem täglichen Dasein persönlich recht wohl und betrachtete nur von seinem Studierzimmer aus das Leben und Treiben der Menschenkinder durch eine recht trübe Brille. Er war eine Ausnahme der deutschen Denker, der von Hause aus persönlich ganz unabhängig, ja fast reich war und sein Leben ganz nach seinen Wünschen einrichten konnte. Als es ihm in Berlin nicht mehr gefiel und ihm das Herumreisen zu lästig wurde, suchte er sich Frankfurt a. M. als jene Stadt aus, deren Klima, Lage und Darbietungen in Kunst, Musik und Theater ihm am meisten zusagten. Er lebte in Frankfurt von 1830 bis zu seinem Tode im Jahre 1862; sein ganzes Leben war der Arbeit seiner Philosophie gewidmet, alles andere mußte dagegen zurücktreten. — Er stand des Morgens sehr früh auf und arbeitete dann in seiner Weise ganz mühe-los; die Gedanken schrieb er nieder, wie sie ihm zwanglos kamen. Keiner durfte ihn am Vormittag stören, dann wollte er durchaus allein sein, um sich ganz seiner Arbeit zu widmen. Zum Mittagessen ging er in eines der vornehmsten Hotels in Frankfurt und saß dort in sehr feudaler Gesellschaft, um die er sich aber wenig kümmerte. Man erzählt, daß er stets ein Goldstück neben seinen Teller legte. „Das gebe ich den Armen, wenn die feudalen Herren einmal von etwas anderem sprechen“, sagte er, „als von Weibern, Pferden und Hunden; aber ich bin noch nicht dazu gekommen.“ Bei Tisch trank er regelmäßig seinen Schoppen Wein, betrachtete dann gern das Leben und Treiben der anderen und bildete sich dabei seine Gedanken. Nach Tisch ruhte er, ging hierauf durch die Promenaden Frankfurts, später ins Konzert oder ins Theater und dann in sein Hotel, wo er wenig aß und dazu seine Flasche leichten Wein trank und gern sehr lange dabei saß. Aber er trank nie mehr, und so blieb er arbeitskräftig und schaffensfroh bis in sein hohes Alter.



## Lustige Rundschau



\* **Nicht verblüffen lassen.** Schneider: „Herr Studiosus, Sie wollten Ihre Schulden doch bestimmt diesen Sommer bezahlen?“ — Student: „Na, ich bitt' Sie, haben wir denn schon einen richtigen Sommer gehabt?“

\* **Es genügt!** Eine berühmte Sängerin, deren Reizefülle in beängstigender Weise zunahm, wurde mit ihrem Gatten nach Karlsbad geschickt. Der Mann war leberleidend und etwas blasiert. Der Badearzt verordnete auch ihm eine Kur und schärfte ihm ein, daß er nach dem Genuß des Wassers einen tüchtigen Spaziergang machen müsse. Der Gatte der beleibten Sängerin gähnte und fragte in miszmutigem Tone: „Genügt es, wenn ich nach jedem Becher dreimal um meine Frau herumspaziere?“ — „Vollkommen.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Wendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann & Co. in Bromberg.